

Felicitas Andresen

Verliebt ins Feuilleton

Mein Sohn hat viele Berufe. Einer davon ist Online-Redakteur. Ich hatte meine erste Grauer-Star-Operation und wollte nicht so alleine sein. Ich bat ihn, mir Gesellschaft zu leisten. Er kam. Von Berlin an den Bodensee. Ich mit einem und er mit beiden Augen hingen wir die Nächte lang am Computer. Er wollte sich für eine Redakteurs-Stelle bewerben. Er würde dann für RADO-Uhren die Online-Repräsentation machen. RADO-Uhren stammen aus der Schweiz und sind erlesene Gegenstände. Für die Bewerbung musste er eine Aufgabe erfüllen. Er musste sich eine RADO-Uhr aussuchen, vielmehr das Bild von ihr im Netz, und deren Biographie, die sie umspielenden Narrative, Material und Ästhetik genau beschreiben. Stundenlang betrachteten wir Uhren aller Segmente. Um manche ranken sich stupende Erzählungen. 2001 erhält die RADO-Uhr einen Eintrag ins Guinness-Buch der Rekorde als härteste Uhr der Welt. Zur Ästhetik heißt es beispielsweise: „Opulentes Schokoladenbraun ist der neueste Farbton für Hightech-Keramik von RADO“. Historisch erfährt man: „Ein Star wird geboren!“ und zwar 1962 die „Dia-Star 1“, „die erste kratzfeste Uhr der Welt.“ Mein Sohn hat diese Stelle nicht bekommen, auch nicht die für die Online-Präsentation der Südbrandenburgischen Landfrauen und einige andere auch nicht. Mein Sohn hat auf Grund dieser häufigen Misserfolge immer sehr wenig Geld.

Und er macht mir trotzdem die wunderbarsten Geschenke.

Morgens höre ich Radio. Bayern 2. Um zehn vor 8 ertönt an jedem Werktag ein Signal und dann sagt, auch an jedem Tag, die selbe unglaublich verheißungsvolle Stimme: „Bayern ZWEI: Die PRESSE!“ Zur Moderatoren-Stimme fügt sich hier nun täglich die anders klingende Stimme des Redakteurs aus der Sport- oder Kulturredaktion oder gar die des stellvertretenden Chefredakteurs. Um diese frühe Stunde hat der Entsprechende nun schon alle relevanten Zeitungen gelesen und kann kompetent und komprimiert die wichtigsten Einschätzungen wiedergeben. Ich stelle mir manchmal sogar den Wecker, weil ich das so faszinierend finde.

Mein Sohn kennt diese Sendung nicht. Aber seine Geschenke gleichen ihr. Aus seiner eigenen zufallsgenerierten Zeitungslektüre wählt er Texte und Artikel, auch Bilder, FÜR MICH aus und schickt sie mir! Das kann die ZEIT sein (häufig), ist oft die Süddeutsche, die taz, jungle world oder „Richard“, die Kiez-Zeitung aus Neukölln. Was motiviert die Auswahl? Es muss ihn interessieren. Es soll aber auch mich interessieren. Es soll mich informieren und als Gesprächspartnerin kompatibel erhalten. Es soll mich freuen. In sehr vielen Dingen harmonieren wir. Eine geschmackliche Ausnahme ist die Fernsehserie „Sex and the City“, die ich liebe als verspielte Abweichung vom strengen Feminismus und die er hasst als Multiplikatorin eines grausigen Frauenbilds. Über den Konsum von Alkohol, Zigaretten und anderen Substanzen sind wir auch verschiedener Meinung. Ein Drogenberater hat aber mal zu mir gesagt: Ob jemand wenig, viel oder zu viel Stimulanzien zu sich nimmt, kann nur er selbst entscheiden. Jedes Wort dazu ist in den Wind gesprochen. Das war ein kluger Rat.

Dies ist die Auswahl, die mein Sohn mir zum - soll ich das wirklich schreiben? Lieber nicht. Alter ist so was von geschäftsschädigend! - also ?sten Geburtstag geschickt hat.

Ich werde jetzt jeden Text beschreiben und bin selber gespannt, ob sich daraus ein Bild entwickelt: So war die Lage in Deutschland und drumherum am und um den 13. Juli 2019.

Ein weiterer Grund für mein Vorhaben ist dieser: Die Printmedien mögen leben und am Leben bleiben! Ich will ihnen Dank und Respekt erweisen, den wunderbaren, hilfreichen, ausführlichen, abwägenden und ach so ephemeren Texten dort in den Feuilletons und anderswo. Wenn sie´s dereinst mal nicht mehr gibt, oder nur noch reduziert auf 280 Zeichen – wir werden sie vermissen.

Es geht los!

EINE SCHWIERIGE BEZIEHUNGSKISTE nennt die ZEIT am 9. Mai 2019 den Erneuerungsversuch der Kunstbiennale von Venedig durch den Kurator Ralph Rugoff.

„...hatten andere Kuratoren noch geglaubt, sie müssten der Gegenwart einen roten Faden geben ...zeigt Rugoff ein munteres Durcheinander – nach Lautréamont das „zufällige Zusammentreffen einer Nähmaschine und eines Regenschirms auf einem Seziertisch“.

So macht das mein Sohn, er verführt mich. „Ich will die da“, würde Andy in „Little Britain“ sagen und Lou, sein Beschützer, ergriffe den Rollstuhl und flöge, ruderte, rennte nach Venedig mit Andy /mir. Ich will sie sehen, die gehäkelten Anemonen, die Kleider aus Badezimmerkacheln, die schwarzen Müllsäcke aus Marmor, die Plastik-Kuh, die auf Schienen im Kreis herumfährt!

Und das gefällt mir auch: Jimmie Durham bekommt den großen Ehrenpreis der Biennale: Er hat sich für die Rechte der Cherokee eingesetzt und deren Formensprache in seiner eigenen Kunst benutzt. Die Cherokee empörten sich darüber, das sei Diebstahl, in Durham flösse nicht das wahre, das echte Blut der Indigenen. Es gefällt mir, dass hier ein Urteil gesprochen wird: Nichts liegt weiter auseinander als Kunst und Biologie.

Die Kehrseite der „Opera aperta“ hat mein Sohn mit Kugelschreiber-Strichen an den Rändern markiert, den Satz nämlich: das offene und das hohle Kunstwerk seien nur schwer zu unterscheiden. Als Beispiel dient ein digitales Projekt: ein gewaltiger Roboter führt einen ekstatischen Pinseltanz auf, verschmiert hektisch die blutrote (Farb-)Lache am Boden, und sei dennoch ein „leer drehendes Spektakel“, sagt die ZEIT und deren Mitarbeiter und Autor der Besprechung Hanno Rautenberg. Aber ich hätte es gerne gesehen.

Nicht sehen muss ich, aber doch für gut und richtig halten, es zu zeigen: Barca nostra, unser Boot, unser Wrack, unsere Schande, von Christof Büchel, das originale verrostete, durchlöchernte Boot auf der Kaimauer hinter dem Arsenal, in dem 2015 Hunderte von fliehenden Menschen ertrunken sind. Nur eine Seite Feuilleton der ZEIT, vorne und hinten, aber was erfahre ich noch alles! Was erzählt meine Freundin – sie ist es schon lange, aber sie weiß es noch nicht – Iris Radisch denn da über Woody Allen?? Die Verlage wollen seine Autobiographie nicht drucken, wegen me too? Edelmütig und moralisch untadelig verzichten sie auf Millionengewinne? Oder fürchten sie einen Flop angesichts des nicht sehr bescheidenen Vorschusses, den Allen beansprucht? Fragen über Fragen! Und was macht Fontane auf der Digitalkonferenz „Re:publica“? Fontane, in den ich gerade wieder frisch verliebt bin, nach der eleganten Monographie „Fontane – ängstliche Moderne“ des von mir gleichfalls verehrten Gerhard von Graevenitz und nach Wiederlesen von „Cecile“ und dann dem Stechlin, ach!

Er muss dafür herhalten, dass BP Steinmeier, an den ich mich noch gewöhnen muss, Telegramme mit Tweets vergleicht und beruhigend erklärt, beides führte und führe nicht zum Untergang des Abendlandes. Und wenn doch, und wir haben es nur noch nicht gemerkt? Abendland und Morgenland – verdämmernde Begriffe angesichts der bläulich-grellen Mittagshelle unserer Computerbildschirme.

Und außerdem auf diesem einen Blatt der ZEIT, dessen unteres Drittel sogar noch die Werbung für einen Krimi einnimmt – die mich auch anfixt, ist doch dessen Nachwort von Michael Köhlmeier, der zu dem Buch sagt: Manchmal bring die Literatur den Zauber in die Welt zurück - äußert sich Marlene Streeruwitz mit gutem Grund, denn sie ist ja eine Österreicherin und die müssen jetzt schon mal deutlich werden, - sie titelt „Es ist wieder da“. Oh ja. Über den Holocaust wird in Österreich geredet, als handele es sich um eine Naturkatastrophe. Aber die Schoah wurde HERGESTELLT. Und darum ist es eine notwendige Pflicht, schließt sie ihren brillanten geschichtsträchtigen Text, jeden Augenblick Widerstand zu leisten gegen die kleinste Wiederholung jener Umstände, die zu den Verbrechen geführt haben. Sie hat recht, und ich bekomme ein rabenschwarzes Gewissen. Was tue ich denn gerade gegen die braunen Abwässer, die aus den Gullis quellen? Auf geht's!, auch das bewirkt der Sohn mit seinem Geburtstagsgeschenk.

Und weil somit über Österreich alles aktuell Relevante gesagt ist, verzichte ich darauf, den liebevoll recherchierten Beitrag „Ramin und die Detektive“, geschrieben von Holger Stark, zu referieren, der auch heißen könnte: „Koks war bei uns immer im Spiel“. 6 Stunden Konspiration bei Wodka Red Bull, eine russische Oligarchen-Nichte und ein Video darüber stürzen die österreichische Regierung. Jetzt, wo ich das ins Reine schreibe, denke ich, dass oft die Apokalypse dann doch nur eine heftige Grippe war und freue mich über das staatsmännisch-unschuldige Bubengesicht, dass ein paar Monate später, nun schon wieder in Amt und Würden, gänzlich unbeschädigt aus dem Bildschirm blickt. Und seinerseits martialisch entschlossen gegen die gegenwärtige Apokalypse kämpft, die – wer weiß es – vielleicht auch nur eine (heftige) Grippe ist.

Ich ergreife ein weiteres Blatt.

Ein Kanon der DINGE, DIE MAN WIRKLICH KENNEN MUSS, „der sich auf männliche weiße Stimmen konzentriert“, macht längst nicht alle marginalen gesellschaftlichen Gruppen sichtbar ... also nee, da muss was Neues her: ZEIT ONLINE macht sich dran und befragt seine Leser! (Ann-Kristin Tlusty, Julia Meyer und Judith Luig)

Das ist das *gedruckte* Ergebnis:

„Sie werden dennoch Werke weißer Männer finden. Sie werden aber auch (??? Fragezeichen von Felicitas Andresen) Werke finden, die für ein junges, emanzipatorisches Anliegen stehen. Sie werden ... weibliche Stimmen und popkulturelle Werke vorfinden. Trotz aller Bemühungen: auch dieser Kanon bleibt einer westlichen Kulturproduktion verhaftet und – die Naturwissenschaften bleiben nach Willen der Befragten draußen vor.“

Bei FILM/VIDEO – gehört das wirklich in eine Kategorie? (fragt sich die Beschenkte) – beginnt die alphabetisch geordnete Liste mit „2001: Odyssee im Weltraum“ (Stanley Kubrick), gefolgt von Maren Ades „Alle anderen“. Aber auch „Buffy“ ist dabei und der Sohn fragt mit Kugelschreiber am Rand, „habe ich da mitgestimmt? lol!“ MUSIK (und gemeint ist Pop): Hier ist „Schall und Wahn“ von Tocotronic auf der Liste und „Think“ von Aretha Franklin. BÜCHER: Viele! Auch Virginia, „Ein Zimmer für sich allein.“ (Hätte ich auch mal gern.) Hätte aber „Zum Leuchtturm“ ausgewählt oder „Jacob’s room“. Und „Zähne zeigen“ von Zadie Smith, liegt auf meinem Nachttisch, weit oben in der individuellen Rangskala. Was hat die denn eigentlich NOCH geschrieben? Ich weiß nur von Essays und dass sie mit Daniel Kehlmann in einem Wohnblock lebt und mit ihm gut befreundet ist. Danke, Denis Scheck. KUNST fängt an mit „A bigger splash“ von David Hockney, bei aller Liebe, da sag ich nur: Na ja. Aber auch „Seven Easy Pieces“ von Marina Abramovic, herzlichen Glückwunsch. Jonathan Meese ist nicht vergessen. ARCHITEKTUR: Das Bauhaus Dessau von Gropius, da sag ich auch: Na ja. Bisschen anders betont. So im Sinn von: stimmt schon, aber gäh.

Goethe hat keine Votes bekommen, muss ihn wohl mal einer neu übersetzen. :-) (smileyface)

Soweit der neue Kanon.

Oh, und was ist das jetzt?? „Ziemlich irre“, sagt der Kugelschreiber. Den oben nicht, nur untenrum bewachsenen Kopf kenne ich doch? Thomas Glavinic! Der soll nach Bayreuth fahren und Tristan und Isolde besprechen? Im Auftrag der ZEIT? Und wie ihn die fränkische Polizei daran hinderte? Das kann schön werden, denke ich. Er kommt mit der Bahn und also zu spät. Zwei Stunden. Das ist viel, aber nicht das Ende. Das ist, ich kenn’ mich aus, ein Akt und eine Pause.

Er sucht das Pressebüro, er hat telefonisch mit der ZEIT-Redaktion abgestimmt, dass er halt in den zweiten Akt geht. Er fragt eine Angestellte des Hauses, wo das Pressebüro sei. Dies, wo sie sich gerade befänden, sei nicht das Pressebüro, erklärt die Dame. Mehr weiß sie auch nicht. Glavinic geht in eins der Restaurants, die, wie ich es kenne, einschüchternd sind. Er möchte Kuchen oder ein belegtes Brötchen bestellen, die gäbe es erst später, wird ihm mitgeteilt. Er befasst sich mit Kryptowährungen auf seinem Computer, skurril war er schon immer, siehe sein geniales Buch „Das bin doch ich“.

Dann erscheinen drei Polizisten. Sie möchten seinen Pass sehen. Er hat nur seinen österreichischen Führerschein. Er packt seinen Rucksack aus, um den Führerschein zu finden. Der wortführende Polizist sieht jemand ähnlich. Aber wem? Glavinic holt Gegenstand für Gegenstand aus dem Rucksack. Zwei weitere Beamte erscheinen. Mittlerweile sind es acht. Ein Führerschein findet sich, es ist aber nicht der von Thomas Glavinic. Dem fällt aber ein, wem der Polizist ähnlich sieht. Nick Knatterton. Er schreibt: dem Zeichentrickdetektiv Nick Knatterton. Ja, die Berufsbezeichnung muss man heute dazuschreiben, auch Nick Knattertons Ruhm verblasst. Der Führerschein aus Glavinic' Rucksack gehört einer Freundin. ThG hat ihn in Spanien gefunden und wollte ihn der Freundin zurückgeben. Die hatte aber schon einen neuen – er könne den alten wegwerfen. Was er aber vergaß. Ich finde, das ist eine plausible Geschichte, die Polizisten finden das nicht. Packen Sie ihre Sachen ein und kommen Sie mit.

Armer Thomas, du hast alles falsch gemacht. Ich erklär dir mal, wie Bayreuth geht.

Man fährt im Auto an, nicht mit der Bahn. Im Auto ist eine gute Stereoanlage Pflicht, vom Bodensee her bis zum Festspielhaus schafft man den ganzen Tristan in voller Länge (und in voller Lautstärke). Tränenüberströmt kommt man an, es war ja gerade Isoldes Liebestod mit Waltraud Meier und Siegfried Jerusalem und das wird man nun gleich auf der Bühne hören. Es sind aber noch zwei Stunden bis dahin. Man fährt auf den Parkplatz, steigt aus und öffnet die Heckklappe. Und lächelt den anderen zu, die da schon stehen, und auch die Heckklappe geöffnet haben und sukzessiv den andern, die kommen und gleichfalls die Heckklappe öffnen. Dann öffnet man selbst und alle anderen die Kühltasche und den Champagner bis Sekt bis Prosecco. Und packt die Hähnchenschenkel aus der Alufolie. Ist man gestärkt und hat mit Feuchttüchern die Hände gesäubert, ergreift sie Abendkleid und Highheels, er den Smoking und beide verziehen sich ins vorhandene Gebüsch. (Nur zum Umkleiden.)

„Und Sie wollten in die Vorstellung? So, wie Sie aussehen?“

Sag ich doch, Thomas! Aufbrezeln!

Inzwischen ist Thomas in einer Baracke, musste sich breitbeinig gegen die Wand stellen und nach Waffen untersuchen lassen. Der Inhalt des Rucksacks wird auf dem Boden ausgebreitet. Es findet sich allerlei Rätselhaftes, u.a. eine Flasche Flüssigdünger. Auch eine Maske, die man zum Sado-Maso-Spiel nutzen kann. ThG muss das erklären. Verrückt? Pervers?

„Wir nehmen Sie jetzt mit auf die Wache!“

Dort werden Fingerabdrücke genommen und ein Photo gemacht. Mit Polizisten an seinen beiden Seiten. Das sei üblich, den Grund erfährt er nicht.

Er muss ein Protokoll unterschreiben, ob er mit der Untersuchung einverstanden gewesen sei. Nein, sagt er. Das gefällt der Protokollantin nicht, sie macht selbst ein Kreuz in das entsprechende Kästchen.

Dann finden sie ihn die Polizisten via Suchmaschine und er bekommt zur erfolgten Rehabilitation ein Glas Wasser.

„Ich glaube, Sie waren einfach zur falschen Zeit am falschen Ort.“, sagt ein Beamter freundlich.

Ich sage: vorher fragen, wie Bayreuth geht, Thomas, mich, ich weiß sogar, wie man den Schlingensief-Parsifal anschauen kann mit EINER Karte für 12 Euro und zwei Personen.

Jetzt steht mit Kugelschreiber am Rand: „Ein bisschen Ossi-Erklärung. So richtig weiter bringt's auch nicht.“

Ja, richtig, ich hatte eine Ossi-Familie als Feriengäste. Det wär det Schlimmste, wat mia passieren könnte, wenn meene Tochter mit nem Bunten vor der Tür stünde ...

Ick hatte Körbchengröße C! Jetze hab ick Doppel-D und denkste, die Kasse zahlt mia ne Brustverkleinerung? Da in der Badeanstalt in euerm Iznang, da ham se n Floß im See voll mit Möwenscheiße! Denkste, die von dem Kiosk da machen det mal sauber? Se ham mia n Eimer und ne Bürste hingestellt, ick soll dat selber machen, in echt!

Ich frage ratlos meinen Sohn: „Was ist denn aus den Genossen geworden? Es gab doch mal den guten Mensch von Sezuan mit der Käthe Reichel und die Mutter Courage mit der Heli Weigel, und als sie in Paris gastierten, schrieb die Zeitung „es wäre vermessen gewesen, an diesem Abend Helene Weigel nicht die größte Schauspielerin ihrer Zeit zu nennen“, es gab den Oktoberclub und Franz Josef Degenhardt singt in Ostberlin beim Weltjugendtreffen „Hörst du noch den Ruf der Schwäne“ und „Grandola Vila Morena“, das Lied, durch das im Radio in Portugal die Revolution ausbrach ... es gab so Zartes Leichtes Schönes wie Brechts Gedicht von der Marie A. ... na gut, es gab die niederträchtige Stasi, und ein paar Regierungsdeppen, aber das kann doch nicht der Grund sein für so 'ne Verwüstung? Was ist mit den Menschen los, die in Dresden für Pegida auf die Straße gehen oder in Chemnitz den Hitlergruß zeigen?“

Ja, was meinst DU, Annette Simon in der ZEIT?

Das meint sie: Die Ossis schämen sich. Warum? Weil sie sich Zwängen und Repressionen mehr als notwendig gebeugt hätten. Das würde ihnen von den Wessis vorgehalten und dann schämen sie sie sich noch mal. Und ihr toller Antifaschismus sei ein „teilnahmsloser“ gewesen. Sie seien froh gewesen, als man sie nach dem Krieg alle zu Antifaschisten gemacht habe, und so haben sie sich nicht mit der Aufarbeitung der Nazivergangenheit plagen müssen. Alle Ossis waren per Dekret Widerstandskämpfer, Opfer und immer auf der richtigen Seite. Anfälligkeit für autoritäres Denken, Unterordnung, Verachtung des Schwachen, des Fremden wurden nicht „gesellschaftlich durchgearbeitet“. Und 68 habe es so nicht gegeben und die Fragen der Jungen: „und was hast du gemacht?“ Und Annette Simon musste als Schülerin das Lied von den Moorsoldaten singen und hat geweint. Berechtigt oder nicht, die DDR-Bürger empfanden sich alle als Moorsoldaten.

Kleine Abschweifung: Ich lese gerade Manfred Boschs neues Buch „Konstanz literarisch“ und bin vor Glück ganz beschwipst – eine Schatzkiste aus „Tausend und eine Nacht“!

Und erfahre auf Seite 12, der Dichter des „Moorsoldaten“-Lieds, Rudi Goguel – er hat das Lied im KZ Börgermoor verfasst - hat hier in Konstanz gewohnt, in der Allmannsdorferstraße 95, jahrelang, und später wollte er noch den Südkurier zu einer frühen taz machen und darüber gibts einen UNVERÖFFENTLICHTEN Schlüsselroman, hallo, Verleger! Aufgemerkt!

Zurück zu Annette Simon:

Uwe Johnson, sagt A., hat einen hellsichtigen Essay geschrieben: „Versuch, eine Mentalität zu erklären“. Menschen, die aus der DDR in den Westen gekommen waren, konnten sich seelisch nur schwer vom DDR-Staat trennen, „so reden Kinder von ihren Eltern“. Es gab „menschliche Wärme“ im gesellschaftlichen Umgang, es war eine familiarisierte Kultur. Geborgenheit, Zusammengehörigkeit, Fürsorge des Staates. Meint sie eine Art Entmündigung? Kein: habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen?

Nein, es geht mehr darum, dass die Bürger den Staat als Eltern betrachtet haben, die man liebt und bewundert, aber auch für alles verantwortlich macht und auch gerne heimlich hintergeht und austrickst. Und so hatten sie auch keine Umgangsformen für den neuen Staat, dem sie nach 1990 angehörten. Sie wehrten sich nicht gegen Unzumutbarkeiten, sie umgingen sie mit „passivem Widerstand“. Sie hatten keine „Streitkultur“.

Sie hatten sich zu schämen und sie schämten sich. Parallel fand die wirtschaftliche Enteignung statt. Sie fühlten sich klein und projizierten solche Gefühle auf die Migranten. (Bei so viel Freud steige ICH aber aus!)

Und wenn sie überhaupt rückwärts dachten, so unter dem Motto: Nochmal lassen wir uns das nicht gefallen (aber was, frage ICH!). Sie haben nicht gelernt, wie man sich in diese Demokratie einbringen kann, ohne um sich zu schlagen.

Es gibt „Trauer über den Verlust von Sicherheit, von Arbeit, von der Utopie von 89, Einfluss nehmen zu können auf die Geschicke der Gesellschaft. Punkt, sagt die Autorin. Wo, frage ICH, ist die Trauer um die Utopie der klassenlosen Gesellschaft? Den Aufbau des Sozialismus? Ihr habt's vermasselt, darüber könnt ihr wirklich traurig sein, sage ICH.

Aber erklärt mir das MEINE Ossi-Besucher? Sie haben übrigens den Müll nicht ordentlich getrennt. Und alle leeren Flaschen dagelassen, nicht wenige. Sie lernen einfach nichts dazu. Wessi-Spießerin würde mein Sohn da mit Kugelschreiber an den Rand schreiben.

Oh, wie nett, was von Harald Martenstein! „Über Schlechtes, das wiederkommt. Und über den Leonberger.“

H. M. trifft einen Kollegen von der taz. Er und der Kollege kommen überein, dass viele Leute sich heute über eine einzige Eigenschaft definieren, als „People of Colour“, als „Queere“, als „Deutsche“. Alte weiße schwule Männer zum Beispiel, seien in der queeren Szene das neue Feindbild. Weil spießig verpartnert und überhaupt böse. Schlimmer als Heteros. Auch Dragqueens seien out, weil zu system-affirmativ. Außer die Dragqueen ist behindert, dann geht's wieder.

Es werden in der Szene auch Schutzräume gefordert, in denen Heteros keinen Zutritt haben, aber hallo? den Mädels-Abend kenne ich schon lange und den Ausflug der Kegelschwestern. Harald Martenstein überlegt sich, wie man die sexuelle Orientierung am Eingang des Schutzraums wohl kontrolliert. Er bemängelt, so verstehe ich ihn, Menschensortiererei und Stammesdenken als Wiederbelebung eines alten Rassismus. Alles Schlechte kommt wieder, hat schon H. M.'s Opa gesagt. Es sollte egal sein, wie jemand Sex hat und wie jemand aussieht. Er kommt dann absichtsvoll unvermittelt darauf zu sprechen, wie Hunde so sind. Hundesortieren gewissermaßen. Terrier sind aggro, Pudel klug, Dackel Diven, Cockerspaniel doof. Wahrscheinlich hat er einen, so (scheinbar) abfällig spricht man nur über das geliebte Eigentier. Barsois sind schmusige Couchpotatoes (weiß er aus dem Netz).

Der Leonberger aber, so H. M., den kann man in den Club Berghain mitnehmen, er hat nämlich „Lärmtoleranz“. Er überzeugt „durch souveräne Gelassenheit“. H. M. findet, wenn wir Menschen nicht mehr sind, sollten die Leonberger den Planeten übernehmen. Aber leider, endet er, werden es wohl die Küchenschaben sein.

„Interessant und nett zu lesen“, schreibt der Sohn ganz oben über das Dossier der ZEIT vom 19. Juni 2019. „Die helle Seite der Macht“ von Malte Henk und Britta Stuff.

Die Schrift auf schwarzem Grund ist durchbohrt von einem blau-weiß leuchtenden Laserschwert, das weiß ich nicht, aber so stelle ich mir ein Laserschwert vor und wundere mich, dass ich überhaupt eine Vorstellung von einem Laserschwert habe. In meinem Alter! Ja, aber auch Gegenstände altern, sogar erfundene.

Seit Jahrzehnten folgten Forscher den SCHIMPANSEN bei ihrem Schimpansen-Sein. Die Forscher kannten jeden Affen, sie hatten Datensätze umfangreicher als jede Personalakte. Als Shogun stirbt, fragen sie sich: wer wird der nächste Boss? Jacobo, Ibrahim oder Kuba? Drei junge Erwachsene zwischen 16 und 19 stehen zur Verfügung, das perfekte Alter für den Sprung an die Spitze. Und was geschah? Gar nichts. Das Machtvakuum dauerte. Tage, Wochen, Monate. Gelassenheit breitete sich aus. Jeder Einzelne gewann an Handlungsfreiheit. Dann näherte sich eine Gruppe von fremden Schimpansen. Ibrahim, Jacobo, Kuba und alle anderen traten den Rückzug an. Hätten sie früher, zu Shoguns Zeiten nicht gemacht. Ihr Gebiet schrumpfte. Die Qualität ihrer Nahrung sank.

Dann plötzlich Lärm in der Nacht. Jacobo geht auf Kuba los, der schreit um Hilfe. Der schlaue Ibrahim greift ein. Er springt von einem Baum und Kuba bei. Jacobo unterwirft sich mit dem Schimpansen-üblichen Demuts-Hechelgrunzen. Ibrahim ist der neue Herrscher.

Dieser Artikel, sagen die Autoren, hat mit Schimpansen begonnen, weil bei denen die Macht noch nicht in Verruf gekommen ist. Und was habe ICH bisher gelernt? Bei Schimpansen ist ein Boss notwendig für das Wohl des Ganzen?

Der Ruf der Macht ist miserabel. Die Autoren machen den Versuch einer Ehrenrettung. Die Ehrenrettung der Macht geht im deutschen Bundestag weiter.

Besucht wird Roman Müller-Böhm, MdB, 26 Jahre, FDP. Interessant, weil er jung ist, interessant, weil er was Schickes will, nämlich: In-vitro-Fleisch fördern. Schimpansisch gedacht, (sage ICH), ist R.M.B. „ein kleiner Affe mit einer guten Idee“ (sagen die Autoren).

Buschleute in der Kalahari erzählen: einer der ihren kommt von der Jagd. Er setzt sich still ans Feuer. Irgendwann kommt ein anderer Stammesangehöriger zu ihm und fragt: Was aufgespürt heute? Er so: ach, ich bin kein guter Jäger. Nein, eigentlich nichts. Vielleicht was ganz Kleines ... und alle freuen sich, hurra, heute werden wir satt! Was lerne ICH jetzt? Macht muss sich bescheiden geben? Oder: bei den Jägern und Sammlern brauchte man keine Machtdemonstrationen? Die Alpha-Position wechselte, die Hierarchien waren flach? Prahlen führte zu Gesichtsverlust?

Aber ab der Sesshaftwerdung bilden sich Hierarchien. Je mehr es zu verteilen gibt, desto mehr wird die Macht zum Problem. Also: Macht muss klein gehalten werden?

Roman Müller-Böhm beschreibt seinen Macht-Zuwachs so: er sage nicht mehr Herr Lindner, sondern Christian, und die Leute merkten das. Er hatte zwei Anzüge, jetzt sind es zehn.

Ob er schon selbst ein wenig Macht habe?

Er könne jetzt Türen öffnen, die anderen verschlossen bleiben.

„Im zweiten Akt nach 75. Da würden wir einsteigen. Der sechste Takt.“

An die 150 Menschen, genauso viele wie in einer typischen Jäger-und-Sammler-Gruppe, wollen gemeinsam ein Kunstwerk einstudieren. Eines der komplexesten Kunstwerke, die es gibt. Eine Wagner-Oper.

Joana Mallwitz, Generalmusikdirektorin am Staatstheater Nürnberg, Anfang 30, hat ihren Platz am Pult betreten.

Und jetzt: Musik. Alles fließt. Die Arme der Dirigentin fließen.

Arme nach oben. Stopp.

„Eine Bitte: das Diminuendo bitte wirklich auf die vier.“

Ohne Joana Mallwitz, schreiben die Autoren später auf der Seite, würden sie alle vor sich hinspielen und vor sich hinsingen und es klänge schrecklich. Ohne Macht kein Zusammenspiel. Ohne Macht keine Gesellschaft.

Und: - Macht ist die Bedienungsanleitung für gemeinsames Handeln.

Es ist ein schöner, lässig geschriebener, aber gut fundierter Text. Aber ganz bekomme ich das Problem nicht in den Griff. Vielleicht ist MACHT zu komplex, um lässig und fast heiter über sie zu schreiben. Vielleicht aber sagen die Autoren: Na los, denk mal selber weiter. Und ja, das ist genau das, was man von einem guten Zeitungsartikel erwarten darf. Was also schließe ich nach dreimal Durchlesen und mitdenken und ein bisschen selber denken? ...Normal will ich gar keine Macht, will nur so auf Abstand dazugehören, aber dann kommt was auf mich zu, der nächste Artikel aus dem Geburtstagspaket, eine Debatte in der ZEIT und plötzlich HABE ich Machtgelüste: ich will einen Leserbrief schreiben. Nämlich, Leserbriefe schreibt man, um sich der Geschichte nicht so ausgeliefert, sich in seiner jeweiligen Gegenwart nicht so machtlos zu fühlen. Dann kommt noch der literarische Narzissmus dazu.

So geht mein Brief – und genügt hoffentlich zugleich als Inhaltsangabe der Kontroverse zwischen Hartmut Rosa und Harald Welzer.

Rede und Gegenrede von Hartmut Rosa und Harald Welzer

DIE ZEIT vom 11.7.2019

Um was geht es Hartmut Rosa in seinem Text „Ohnmacht. Was muss sich ändern?“ in der ZEIT vom 11.Juli 2019? (Frage ICH, Felicitas)

Um nichts weniger als ein neues Verhältnis zur WELT und zwar hergestellt von UNS ZEITGENOSSEN. Ein zu wünschendes, geändertes Welt-Verhältnis, radikal anders als das gegenwärtig geübte.

Mit der Gegenrede von Harald Welzer bin ich soweit einverstanden, als ich auch denke, dass Rosas Neologismen „mediopassiv“ und „medioaktiv“ hier entbehrlich sind. Sie mögen an anderer Stelle ihren Nutzen beweisen, jetzt brauche ich sie gar nicht, um Rosas Vorschlag zu verstehen.

Rosa beschreibt zunächst schlüssig unser bis zur Gegenwart bestehendes Weltverhältnis, das wir ja biblisch unter der Maxime „Macht euch die Erde untertan“ kennen und das sich in der Moderne durch die Selbstermächtigung des Menschen, das Sich-Loslösen von Tradition und Geschichte, durch die entstandenen Eigentumsverhältnisse, durch die Polarisierung von Macht und Ohnmacht verschärft hat. „Es gibt kein Heiliges mehr.“

Was schlägt er vor? Ein Weltverhältnis der RESONANZ. Er wünscht sich ein „Antwortgeschehen“, die „Fähigkeit und Erfahrung eines „Berührtwerdens“ durch ein Anderes, ohne fremdbestimmt zu werden. Dies gilt für das Verhältnis zur Natur und zur Geschichte, zu den politischen Institutionen wie zu den Mitmenschen, ja, auch zu sich selbst.

Harald Welzer nennt das kritisch eine „neoromantische Erzählung“ – aber, frage ich mich, warum denn nicht von den Romantikern dieses Eine mitnehmen, das „Schläft ein Lied in allen Dingen?“ Und das Zauberwort treffen und dann - mit Rosa - verstehen, was das „Ding“ will, wie es angemessen behandelt werden möchte und was es uns dafür zurückgibt?

Denken, sagt Welzer auch und meint es gleichfalls als Kritik, genügt nicht für eine andere Weltbeziehung, diese Weltbeziehung muss PRAKTISCH eine andere sein.

Aber wissen wir nicht seit Langem, dass Denken „Probehandeln“ ist?

Und, Herr Welzer, warum kann diese Resonanzbeziehung nicht eine praktische sein?

Ich habe drei Enkelkinder, 7,3,1 Jahre alt und Amerikaner. Ich bin dort zu Besuch – in Kalifornien, Sherman Oaks, Tiara Street 14678. Je nach Alter erfahre ich von den Beteiligten via Schreien, Quengeln und Magenknurren (resonare = widerhallen), dass sie Hunger haben. Ganz praktisch schau ich mich um in der amerikanischen Küche, zerteile eine Wassermelone in kleine Stücke, mache aus Sahne und braunem Zucker whipped cream, und speise die Hungrigen. Zufriedenheit breitet sich aus und schlägt als warme Welle auf mich zurück, ein „Antwortgeschehen“ im kleinsten Bereich.

Resonanz verhindert Handeln nicht, sie löst es aus.

Rosas Vorschlag ist unspektakulär und leise. Aber klug.

Und jetzt das nächste Blatt. Oh, Uwe Tellkamp!

Ich fand den Text, den er beim Bachmann-Preis vorgelesen hat, unangenehm, weil beim Rosenkavaliere geklaut (obwohl ich so was auch dauernd mache), und las sein Buch „Der Turm“ nicht, ich fand den Film nicht besonders, ich staunte über den Deutschen Buchpreis. Und dann hab' ich die Debatte mit Durs Grünbein angeschaut und konnte nur politisch unkorrekt sagen: „Siehste“.

Und jetzt also der neuste Stand in Sachen Uwe Tellkamp, ZEIT 19. Mai 2019. Vielleicht ergibt sich noch ein bisschen Ossi-Verstehen mehr.

Mal sehen.

Frage: gibt es eine kulturelle Sonderwelt in Dresden, die anders tickt als der Westen? Wo eine Buchhändlerin in einer Buchhandlung, die zugleich ein Kulturhaus ist, entzückend romantisch zuge wachsen, Lyriker wie Lehnert oder Kolbe empfängt, aber auch den Nazi und Verleger und Naziverleger Kubitschek?

Durs Grünbein, der jahrelang seine Buchpremierer bei eben dieser Buchhändlerin Susanne Dagen feierte, zunächst zum Thema befragt, sagt, er habe immer Gegner-Forschung betrieben.

Womit er wohl meint, man muss lesen, was der Gegner schreibt. Aber er meint noch Komplizierteres. Botho Strauß sei seinerzeit wegen des „Anschwellenden Bocksgesangs“ boykottiert worden. Es sei aber doch klar, dass es zu jeder These eine Gegenthese gäbe. Strauß habe bei Adorno gelernt, es sei doch kein Wunder, wenn er sich eines Tages für Heidegger interessiere.

Hmmm. Ich auch. Adorno. Vor allem Marx himself. Und bergeweise Sekundärliteratur. Las man damals in den 70ern. Und jetzt geht die Gaststudentin in Konstanz ins Heidegger-Seminar und befasst sich mit der Sorge und dem „man“. Trotz der inzwischen greifbaren „Schwarzen Hefte“. Warum?

Erliegt sie dem Raunen? Seiner Deutung von Hölderlin und Rilke? Geht's darum, die andere Seite zu begreifen? Oder schauen, wie stabil der eigene Standpunkt ist? Ganz eigentlich will man wissen, was kluge Leute sagen. Und wie gut sie das, was sie sagen, begründen.

Durs Grünbein hat die Charta 2017 nicht unterschrieben, die Susanne Dagen initiiert hat. Es ging um die Ereignisse auf der Frankfurter Buchmesse. Dagen warf dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels Gesinnungsdiktatur vor, weil rechte Verlage nicht hinreichend geschützt wurden. Und seitdem hat Grünbein keinen Kontakt mehr zu ihr, bzw. sie zu ihm.

Darüber will ich nun mehr wissen, da versteht man vielleicht Neues von der zarten Ossi-Seele. Also, jetzt sind wir in dem entzückend zugewachsenen Buchhandlungs-Kulturhaus, ganz nahe fließt die schöne Elbe, und Ijoma Mangold, der dies alles erzählt und den ich mir jetzt grad auch optisch vorstelle, trifft auf einen älteren Herrn, der im Gespräch mit der Buchhändlerin ist und der sagt: „Die ZEIT lese ich nicht. Und auch nicht die Alpen-Prawda.“ Wie bitte? „Wie, kennen Sie nicht!“, ruft Susanne Dagen. „So heißt hier die „Süddeutsche“!

Der alte Herr ist Uwe Tellkamps Vater.

Heute, sagt Tellkamp, drehe sich alles nur um Schwule, Veganer und Radfahrer. Und um political correctness – das sagt er nicht, das demonstriert er nur. Er zeigt Mangold ein Didi-Hallervorden-Video. Nie, sagt Hallervorden in dem Video, würde er einen Kümmeltürken Bimbo nennen. Das sei doch ein satirisches antirassistisches Video, meint Mangold verblüfft. Ha, sagt Tellkamp, aber heute dürfe man ja solche Worte auch im satirischen Zusammenhang gar nicht mehr benutzen.

Mangold fragt Dagen nach Kubitschek. Sie nehme Kubitschek nicht als Höckes Einflüsterer wahr oder als dessen Strategen. „Der Mann ist Soldat. Insofern treffen wir uns in der Geradlinigkeit und der Standhaftigkeit.“ „Und dessen Freund Höcke?“ Sie kenne Höcke nicht. „Man muss jemand nicht kennen, um eine Meinung über ihn zu haben.“ Meinung habe jeder, Meinung sei nicht Wissen. Mangold schreibt, dass er jetzt durchatmen muss.

Und nun der Abend mit Uwe Tellkamp, eine Woche später. Es ist der Eröffnungsabend einer Veranstaltungsreihe zum Thema „70 Jahre DDR“, kuratiert von Uwe Tellkamp. Diskussion mit dem CDU-Politiker Arnold Vaatz.

Tellkamp widerspricht der Idee von Dresdens kulturellem Sonderstatus. Viel eher sei Westdeutschland „besonders“, Sachsen entspreche dem europäischen Mainstream.

(Jetzt muss ich auch durchatmen!)

Der Titel der Veranstaltung: 70 Jahre DDR. Ich rechne. Aha, Ironie?, frage ich mich. Nein, Provokation, sagt Uwe Tellkamp. Der Titel suggeriere Kontinuität. Hmmm. Sein Gast Arnold Vaatz sei schon zu DDR-Zeiten ein Querkopf gewesen und geblieben, auch als Mitglied im Kabinett Biedenkopf.

Der sagt jetzt, es gäbe in Ost und West Dinge, die ihn sehr an die DDR erinnerten: im Osten eine Anspruchshaltung gegenüber dem Staat, Misstrauen gegenüber dem Kapitalismus und den USA und zu große Nähe zu Russland. Im Westen gäbe es die alten Linken, die die DDR verharmlosten und als Experiment goutierten. Stimmt, denke ich, und das war es auch und ist gescheitert an solchen wie dir!

Die intellektuelle Klasse habe sich in den 80ern grandios blamiert und sei auch jetzt bei ihrem neuen Weg in den Sozialismus wieder dabei, sich lächerlich zu machen. Das zeige sich z.B. beim Thema Klimawandel, einer „modernen Art der Maschinenstürmerei, die Deutschland um Jahrzehnte zurückwerfen wird“.

Und, ironisch: Gut ist der Mieter, böse der Vermieter. Gut ist die Windkraft, böse die Atomkraft. Gut ist die Frau, böse der Mann. Und, nicht ironisch: Tellkamp fügt hinzu, es sei zutiefst unfair, wie mit der AfD umgegangen werde.

Tellkamp spricht dann noch von der narzisstischen Kränkung des Westens, da die im Osten die interessanteren Biographien hätten. Mangold meint dazu: die narzisstische Kränkung des Ostens, vom

Westen nicht als ebenbürtig wahrgenommen worden zu sein, führe zu einer bisweilen anstrengenden Trothaltung. Milde gesagt, finde ich. Und obwohl auf der Seite noch ein Artikel kommt: „Die Tragödie einer bedingungslosen Liebe“, die von der Schwedischen Akademie und dem zerbröselten Literaturnobelpreis handelt, lese ich nicht weiter, sondern lege das Blatt genervt auf die Seite.

Und erhole mich ein bisschen beim Thema Musik:

„Warum es für das Verstehen mancher (vieler) Musik einfach unerlässlich ist, 'ne anständige Anlage, fette Bässe und Lautstärke zu haben - sonst verpasst man alles Entscheidende, das nicht über den Intellekt passiert...“ steht über dem nächsten Artikel. (Mit Kugelschreiber).

Geht wohl gegen meinen uralten Kassettenrecorder, auf dem man aber immerhin noch uralte Kassetten hören kann.

Ich lese:

„Kurz wiehert ein Pferd, dann beginnt die Erde zu beben.“... „Es braust eine schwarze Gischt aus elektrisch verstärkten Gitarrenklängen und deren Feedbacks mit den Verstärkern: das sind dann keck sich in die Schläfenlappen fräsende Fiep- und Pfeiftöne...das kurze Feuerwerk, das man sieht, wenn man eine Faust auf die Augen geschlagen bekommt ...“

So klingt die Musik von SunnO))), das neue Album heißt Life Metal.

SunnO))) begeistern seit 20 Jahren eine große und immer noch wachsende Zuhörerschaft mit weitgehend melodiefreiem Gebrumm und Gedröhn.

Der Krach ist laut bis an die Grenze dessen, was sich ertragen lässt.

Aber diese Grenze wird nie überschritten. Die Bässe und Feedbacks und Vibrationen wirken nicht aggressiv oder brutal, sondern liebevoll aus den Gitarren heraus gekraut - gestreichelt -, es fehlt jede Überwältigungsgeste und jede Lust an der Unterwerfung des Publikums. Die Musik ist auf sonderbare Weise zärtlich.

Sie schmücken ihren Sound auch schon mal mit Posaunenklängen, persischem Sopran-Gesang und einer perlenden Harfe, auch einer geschmalzten Bullenpeitsche als Beat, erfahre ich.

Das Eingangsstück von Life Metal ist Sleipnir, dem 8-beinigen Götterpferd gewidmet, daher das Wiehern am Anfang und Ende. Cello und Orgelartiges erklingt (Hildur Gudnadottir). Durch „Kokolores“ gebrochene Größe und gleichzeitig Erhabenheit kennzeichnen die Band. Farbig, delikat und dreidimensional sei die Produktion. Der Autor Jens Balzer rät dazu, sich kontemplativ treiben zu lassen durch fahl erleuchtete Räume, in denen es brummt, und schnauft und bebt und lebt. Und fügt noch hinzu: es ergäbe sich ein Ausdruck von Echtheit und Humanität.

Gut die Köder gelegt, Jens Balzer, ich spar auf 'ne Anlage, da kann man ja nicht widerstehen.

„Wo ist noch Platz für Utopien?“ Fragt nochmal die ZEIT.

Will ich lesen, weil da ein Bildchen ist von dem hübschen Richard David Precht, der sich immerhin traut, für das bedingungslose Grundeinkommen zu werben.

Netter Satz im ersten Abschnitt: „Als ich („ich“ ist der Autor des Textes Maximilian Probst) gegen Ende der 90er Jahre mein Abitur machte, schickte sich der Weltgeist an, für immer in die Ferien zu gehen.“

Freier Markt, liberale Demokratie überall, das Ende der Geschichte, sagt der Autor und fügt hinzu: Es war eine ziemlich verkaterete Zeit.

Links neben dem Artikel ein zehn Zentimeter langes Ausrufezeichen des Sohnes (Kugelschreiber). Es bezieht sich auf folgenden Inhalt: Das 20. Jahrhundert war eine Zeit des Rausches, vor allem des Blutrausches gewesen. Aber auch des Rausches in Kunst, Musik und Literatur, eine wilde, radikale Suche nach dem Neuen.

Ab den 80ern allerdings gab's noch Verfransungen und Differenzierungen, dann aber „machte man mit Hilfe der Endlosschleifen der elektronischen Musik aus der Tristesse des weltgeschichtlichen Auf-der-Stelle-Tretens ein ebenso stampfendes wie stumpfes ästhetisches Erlebnis Rave genannt und tanzte das Wochenende durch. Ansonsten keine Experimente bitte, danke.“

Der Autor hat versucht, via Studium, Utopisches am Glimmen zu erhalten.

Und nimmt nun teil an einer/dieser Konferenz zum Thema Utopie. Könnte vielleicht ein geläuterter utopischer Gedanke von Neuem begeistern? In diesem Gebäude von Daniel Libeskind in der Universität Lüneburg?

300 Studenten sind gekommen und 300 weitere gibt es, die sich mit Ideen beworben haben.

Man muss eine Wahrheit hundertmal wiederholen, damit man sie so charmant und rasant formulieren kann wie Ulrike Guerot, dass alle im Raum schlagartig an sie glauben: sie propagiert eine postnationale europäische Republik.

Und überzeugend auch Precht, der Initiator und Moderator der Konferenz:

Warum bewegt sich nichts in Deutschland?

Hmm, ich schaue auf das Datum des Artikels, August 2018. Jetzt ist September 2019, gestern war wieder Freitag, ich war sogar dort, wo in Konstanz die Vielen über den Rhein kamen in den Herosé-Park, eindrucksvolle schwarze Silhouetten im Gegenlicht, wie sie da über die Fußgängerbrücke zogen ... Fridays-people und Extinction Rebellion-Anhänger...

Weil es dem Land geradezu historisch gut geht.

Man muss die Kuh melken, ohne dass sie stirbt.

Das hätte auch Peter Altmaier zu Greta sagen können.

Trotzdem folgert der Autor, dass es Precht um eine linke Sammlungsbewegung gehe, ökologisch, sozial, radikal, besser als „Aufstehen“ von Sahra Wagenknecht, hier und heute von Lüneburg ausgehend und, sagt der Autor, er wäre dabei.

Und benennt dann das Problem aller Bewegungen, auch dieser:

Wer auf die Einbindung der Vielen verzichtet, kann sich elitär verrennen.

Wer die Vielen einbindet, senkt das Niveau und bremst das Tempo.

Grillabend, vegetarisch.

Am weitesten vor wagt sich am andern Tag die Netzaktivistin Anke Domscheit-Berg.

Sie plädiert für „Commonismus“, gemeinsame Nutzung zentraler Lebensressourcen wie Daten, Wissen, Energiequellen und Nahrung.

Ansonsten Utopie light. Soll man darüber spotten? „Ja!“, schreibt der Sohn an den Rand.

An jede Schule soll ein Bauernhof angegliedert werden und auf Parkplätze sollen kleine Häuser gestellt werden. (Ist doch schon so, ein SUV IST ein kleines Einfamilienhaus).

Klein-klein zündet nicht.

Wir stehen also unter Utopiezwang, sagt Precht, denn die Probleme sind ja da.

Ich schaue ins Netz und siehe da:

„Zum zweiten Mal lädt die Leuphana Universität Lüneburg gemeinsam mit dem Philosophen Richard David Precht zur Utopie-Konferenz ins Libeskind-Gebäude ein. Als Gastgeberin mit dabei ist diesmal auch die Ökonomin und Transformationsforscherin Maja Göpel.

Die Utopie-Konferenz vom 1. bis zum 4. September 2020 interessiert sich für generationen-übergreifende Verabredungen, die über die datenbasierte Wachstumsgesellschaft hinausweisen und demokratiepolitischen Eigensinn kultivieren. Studierende und engagierte Bürger*innen aus der gesamten Republik sind aufgerufen, ihre Ideen zusammen zu denken und in konkrete Utopie-Entwürfe zu übersetzen. Über vier Tage hinweg leuchten sie gemeinsam mit visionären Skeptiker*innen und kritischen Optimist*innen Zukunftspfade aus, die enkeltauglich sind.

Es geht um die Weitsicht auf das Mögliche und den genauen Blick für den Code einer veränderten Praxis. Die Utopie-Konferenz setzt auf einen eigenen Rhythmus zwischen Impuls und Austausch.

Neben Ideen im Auditorium eröffnet die Konferenz Freiräume, in denen gemeinsam gedacht und Zukünfte in die Welt gebracht werden können. Anmeldungen sind im Frühling 2020 möglich. Sind Sie auch dabei? Über Fragen und Vorschläge freuen wir uns unter utopie@leuphana.de.

Schrecklich gern hätte ich auch noch den folgenden Text berücksichtigt:

„Freiheit auf Lunge - Wo die Wirtin einer Raucherkneipe über den Staat triumphieren kann. Erst das Bundesverfassungsgericht hat Deutschland zu einem wirklich freien Land gemacht.“ Von Heinrich Wefing.

Aber an irgendeiner Stelle muss ich doch mal aufhören, zum Beispiel heute im April 2020.

Oder doch nicht? Lande ich da nicht gerade genau in der Gegenwart?

Das Nichtraucherschutzgesetz. Es gestattete, dass größere Lokale Raucherräume einrichten konnten. Bei Einraumkneipen wie dem „Doors“ am Prenzlauer Berg geht das aber nicht. Wirtin Sylvia Thimm zieht vors Bundesverfassungsgericht.

Eine Verfassungsbeschwerde, so steht es im Grundgesetz, kann beim Bundesverfassungsgericht von „jedermann mit der Behauptung, erhoben werden, (...) durch die öffentliche Gewalt in einem seiner Grundrechte (...) verletzt zu sein.“

Die Verfassungsbeschwerde, sagt Autor H. Wefing, ist ein mächtiges Instrument in der Hand der Bürgerinnen und Bürger. Sie ist das Ende des Obrigkeitsstaats und des katzbuckelnden Untertans. „Ich gehe nach Karlsruhe“ ist fast sprichwörtlich geworden für die Entschlossenheit der Zivilgesellschaft, sich zu wehren, wenn es sein muss.

Karlsruhe entscheidet in Sachen Sylvia Thimm wie folgt:

Das Rauchverbot ist rechens. Der Schutz der Gesundheit ist „überragend“ wichtig. Der Gesetzgeber hat nichts falsch gemacht. Bis auf einen Punkt. Für kleine Einraumkneipen muss eine Ausnahmeregel her. Das gebiete das Verhältnismäßigkeitsprinzip.

Das „Doors“ ist gerettet!

(Und meine Stammkneipe in Radolfzell, der „Alte Simpel“, gleich mit!)

Was lese ich gerade heute am 18. April 2020 umzingelt und irritiert von der „lex Corona?“

Verfassungsgericht hebt Verbot von Demo auf! In Stuttgart und auch anderswo darf gegen das Versammlungsverbot demonstriert werden! Natürlich mit 1,5 m Abstand und Mundschutz. Von mir aus. Ich muss ja froh sein, dass man mich als Risikogruppen-Mitglied so liebevoll beschützt.

Danke, Verfassungsgericht!

Danke, - und wieder sind Wochen vergangen - , danke trotzdem, indem es nämlich verdammt anstrengend geworden ist, und nur mit Zähneknirschen möglich, die „Freiheit des Andersdenkenden“ auf eben jenen Demonstrationen hochzuhalten.

Und danke, redliche, kluge und manchmal brillante Journalisten! „Denk ich an Deutschland in der Nacht“ -

ihr habt den Schlaf zurückgebracht!